

## VORWORT

Zerwühlte Kissen, krümeliges Laken, zerdrückte Bettdecke und ein Buch über Werbung. Die Ausbeute nach über einem Jahr Selbstvermarktung: Ein Buch über Werbung. Zugegeben ein sehr schönes Buch. Aber eben ein Buch über: Marketing, die Kunst des kommerziellen Verführens. Wie treffend. Beim Lesen stolpere ich über Bullshit-Bingo. Sätze, die Werbeagenturen verwenden, wenn den Kreativen nichts mehr einfällt. Bei „Können wir nicht was mit Katzen machen?“ kriege ich mich nicht mehr ein. Kann kaum aufhören zu lachen. Eben dieses alberne Lachen, wenn man völlig übermüdet und aufgewühlt vom Leben in seine Laken krümelt. Weiterlesen will ich nicht mehr. Einmal am Tag so richtig lachen. Das reicht. Muss. Außerdem brauche ich Nachschub in den nächsten Tagen. Wohldosiert. Ohne unerwünschte Nebenwirkungen. Um Entzugserscheinungen vorzubeugen.

Gelacht habe ich viel im Jahr der Ich-Werbung. Soll ich tatsächlich ein Bullshit-Bingo über die schlimmsten Kontaktaufnahme-Nachrichten-Werbeslogans der Internet-Ich-Werbung erfinden? Ich überlege noch.

Ich trage also meine Haut zu Markte. Verändere mich und verführe. Teils gewollt, teils unbeabsichtigt. Aber mit Engagement. Immerhin.

Unendlich viele Nachrichten, unzählige Handynummern, viele Dates und zwei schmerzliche Erfahrungen später wächst die Erkenntnis, dass alles ist wie im richtigen Leben, nur unendlich viel kompakter.

Eine geballte Ladung Mensch, die unterschiedlicher nicht sein könnte, lässt man freiwillig auf sich zu rollen. Ohne aus dem Weg zu gehen. Fordert geradezu, dass sie einen überrennt. Wie eine trampelnde, in Rage geratene Rinderherde. Vom Außen und Innen, Schein und Sein erfährt man vieles und von der Idee, dass Reden ganz am Ende doch völlig überbewertet wird.

Und man spricht viel im Sich-selbst-Marketing. Am meisten über sich selbst. Das anzupreisende Produkt.

## HUZEL

Olaf will das Produkt kaufen. Ungesehen und originalverpackt. Werbetechnisch ein voller Erfolg. Olaf war lange verheiratet gewesen. Zwanzig Jahre oder so. Er ist Arzt, genau genommen Arbeitsmediziner. Was natürlich einiges erklärt. Im Nachhinein. Nachrichten von Olaf lauten ungefähr so: „Du siehst gut aus. Sollen wir telefonieren? Telefonnummer. Gruß“ ... Auf die Nachfrage, wann er denn das möchte mit dem Telefonieren antwortet er „sofort“, nur um dann nicht ans Telefon zu gehen. Trotzdem habe ich es irgendwie geschafft zu erfahren, was Olaf will. Olaf möchte in Urlaub. Mit mir. Ohne, dass wir uns jemals gesehen haben.

Okay, denke ich mir. Wenn nicht jetzt, wann dann komische Dinge tun. Packer meinen Koffer und stehe ein paar Tage später am Flughafen. In Erwartung eines Mannes, der die letzten 17 Jahre in keinem Flugzeug gesessen hat und mit großem Gepäck reist. Olaf erscheint. Ich sehe ihn und schaue. Ich schaue nochmal. Möchte mir die Augen reiben. Haltung bewahren. Nicht weglaufen. Um Gottes Willen nicht weglaufen. Wie heißt das nochmal? Contenance. Ja, genau. Contenance. Ich muss hier weg. Auf der Stelle. Gleich. Und lächeln.

Ich war zu sehr mit meiner eigenen Werbekampagne beschäftigt gewesen. Ein großer Fehler. Ich habe komplett vergessen, dass hier nicht nur einer kauft. Der potentielle Käufer hat auch etwas dabei, das ich bekommen soll. Das habe ich nicht bedacht. In der richtigen Werbung geht das ganz anders. Das war so nicht ausgemacht. Was, wenn ich das nicht haben will? So gar nicht.

Ich habe völlig vergessen, die Anzeige meines Produk-  
tes zu lesen. Doch, klar. Ich habe gelesen. Da stand et-  
was von einem Mann. Hier steht ein Zwerg. Ein kleines  
Huzelmännchen mit einem riesigen Koffer. Und der  
Huzel kann ihn kaum tragen. Ach du liebe Zeit, was  
mache ich jetzt? Gepäck aufgeben. Das muss man ma-  
chen, wenn man in Urlaub fliegen möchte. Ich möchte  
aber nicht. Vier Tage Mallorca mit einem Huzel, der in  
seinen Koffer passt. Vier ganze Tage. Nein. Drei. Ein  
Tag war Rückreise. Puh, zum Glück. Im Doppelzimmer.  
Habe ich einen Schlafanzug dabei? Eine Rüstung wäre  
noch besser. Tarnkappe fällt mir ein. Okay, reiß dich zu-  
sammen. Cool bleiben. Nichts wird so heiß gegessen ...  
und so.

Huzel erklärt mir weltmännisch, was ich zu tun habe.  
Einchecken. Nein?! Da wäre ich im Leben nicht drauf  
gekommen im Angesicht der Tatsache, dass sich der  
Schalter direkt in meinem Blickfeld befindet. Ich brau-  
che einen Kaffee ... und eine Zigarette. Unbedingt. Jetzt.  
Sofort. Also rauf auf die Aussichtsplattform mit Huzel.

Zum Glück habe ich eine Zeitschrift (Papa sei Dank)  
über die Insel dabei. Damit ist er beschäftigt. Dann kann  
ich meine aufkommende Panik unterdrücken. Ich will  
zu meiner Mama. Vielleicht können wir uns ja über die  
nächsten Tage unterhalten. Was wir tun möchten. Ge-  
meinsam schauen, was es zu schauen gibt. In der Zeit-  
schrift. Vielleicht ist er ja kommunikativ und wir finden  
... äh nein.

Er sitzt, liest und spricht nicht mehr. Nichts. Findet es  
völlig in Ordnung. Die Zeitschrift ist seine. Klar. Ich  
meine, was will ich als Frau auch mit einer Zeitschrift,

mit Text? Das muss man schon einem vielgereisten Mann mit Weitblick und Sensoren für das Wesentliche überlassen. Olaf lehnt sich zurück, die Zeitschrift in der Hand und liest. So habe ich Gelegenheit, ihn zu beobachten und mir die nächsten Tage in aller Konsequenz auszumalen.

Es gibt Menschen, deren Wesen man in Sekunden erfasst und genau weiß, sie werden einen erstens niemals in irgendeiner Form erreichen, zweitens, man wird sie niemals erreichen und drittens, das ist entscheidend, sie werden einem bis zur Erschöpfung auf die Nerven gehen. Keiner kann etwas dafür. Man kann niemandem einen Vorwurf machen.

Diese Perspektive ist niederschmetternd. Olaf liest immer noch. Wir haben noch keine zehn Sätze gewechselt. Kaffee. Hurra. Dann geht es mir bestimmt besser. Mit einem Kaffee ist gleich alles gut. Dann hat er sich bestimmt in Luft aufgelöst oder dann ist Huzel kein Huzel mehr, der inzwischen beschlossen hat, sein Handy zu bemühen und die Flugzeuge zu fotografieren. Für seine Kinder. Spricht er! Dann liest er wieder. Na gut, dann ist er bestimmt der perfekte Reiseleiter, weiß Bescheid über Mallorca und ich muss mich um nichts kümmern. Das wäre ja ein Anfang ... er schreibt. WhatsApp. Und liest wieder.

Ich denke, jetzt ist spätestens der Zeitpunkt für eine knallharte Analyse meiner Situation. Ich sitze hier, dummerweise äußerst freiwillig auf der Aussichtsplattform irgendeines Flughafens in Deutschland. Ich trinke Kaffee mit ... nein, bei Huzel. Was mache ich hier? Ich höre schon die ratlos fragenden und besserwisserischen

Stimmen meiner Lieben. Und sie haben Recht. Und doch wieder nicht. Ich will leben. Etwas erleben, mich ablenken. Mich in eine andere Richtung lenken. Frei nach Tolstoi „Man muss kämpfen und sich selbst berauben ... Ruhe und Frieden ist nichts als Niedrigkeit der Seele.“ Im schlimmsten Fall auch mit Huzel im Doppelzimmer. Wer möchte schon eine niedere Seele haben?

Implizite Annahmen. Ein großes Übel unserer Gesellschaft. Woher hätte ich bitte wissen sollen, dass Huzel nicht weiß, dass er keine Flaschen mit Flüssigkeiten drin mit ins Flugzeug nehmen darf? Ich dachte, er weiß das. Nun steht er laut protestierend vor dieser Dame der Sicherheitskontrolle und versucht, seine eineinhalb Liter Wasserflasche auszutrinken, nachdem er zuvor wild diskutierend und äußerst widerwillig seine Sonnenmilch-Bodylotion-Spar-Monsterflaschen im Mülleimer entsorgt hat. Das kann dauern.

Ich hätte im Vorfeld Hinweise streuen können. Hätte ich. Habe ich aber nicht. In größtmöglicher Naivität hatte ich fahrlässig implizit angenommen, dass auch Huzel in dieser Welt lebt. Aus sicherer Entfernung beobachte ich das Schauspiel. Peinlich berührt von der Wirkung der Szene denke ich über Olafs Annahmen angesichts meiner Bereitschaft, mit ihm ein paar Tage zu verbringen, nach.

Höchst empört kommt er auf mich zu. Trauert um seine Sonnenmilch und beschwert sich, dass er die ganze Flasche Wasser austrinken musste. Sehr eindringlich. Und was die Sonnenmilch gekostet hat. Herrgott nochmal, in seinem Riesenkoffer wäre doch wahrlich genug Platz

gewesen. Und was genau bitte macht man mit Sonnenmilch im Flugzeug?

Ich möchte, dass dieses Gejammer aufhört. Auf der Stelle. Das hat alles nichts mit mir zu tun. Ich bin nur Gouvernante: Olaf traut sich nicht alleine in Urlaub. Deshalb bin ich da. Aus keinem anderen Grund. Oh doch, ich habe einen Grund. Meinen ganz eigenen. Ich möchte ans Meer, in die Sonne. Dieses Ziel werde ich wohl erreichen, wenn wir jetzt dann endlich in dieses verdammte Flugzeug steigen und die wirklich und wahrhaftige Ungeheuerlichkeit der Sicherheitskontrolle vergessen. Ich möchte ans Meer.

Implizite Annahmen. Olafs zeigt das Verhalten eines lang verheirateten Mannes, für den die Frau einfach da ist. Da zu sein hat. Das gilt auch für mich. Schließlich bin ich ja mit ihm unterwegs. Also praktisch das ihm zugeordnete Weibchen. Ohne eigenen Willen. Das Weibchen, das die pure Anwesenheit vom Herrn Doktor in den Himmel der Glückseligkeit befördern wird. Hhmmhh. Das wird schwierig werden. Fürchte ich.

Wer weiß, was er noch alles impliziert? Ich weiß es. Fürchte ich. In der IT würde man im Vorfeld ein seitenlanges Dokument ausfüllen. Sämtliche Funktionen be- und am Ende eine Abnahmeerklärung unterschreiben. Das habe ich nicht getan. Mist. Was macht man in der richtigen Werbung? Da war es zu spät. Nach Kauf hatte die Werbung ihren Zweck erfüllt. Dies scheint in der Ich-Werbung ähnlich zu funktionieren. Dummerweise hatte Huzel vergessen, in seinem sich selbst beschreibenden Werbetext zu erwähnen: ‚Ich bin ein Huzel, der hinter dem Mond oder wo auch immer gelebt hat und

jedem Weibchen die Erde und das Dasein auf derselben erklären will und ansonsten mehr als ungeeignet für alles Mögliche ist'.

Das stand da nicht. Nochmal Mist. Der Gurt an seinem Sitz ist kaputt. Er möchte aber auch nicht alleine in einer freien Reihe sitzen. Er möchte auf dem Platz neben mir mit Gang dazwischen sitzen bleiben. Mit Gang dazwischen. Neben mir. Hä? Unbedingt. Auch wenn der Gurt kaputt ist. Und er hat Hunger. Und Durst.

Ich komme mit auf einen anderen Platz in einer leeren Sitzreihe (was für ein Glück für die anderen Fluggäste!) direkt neben ihm. Um die Stewardess von der Aussicht auf weitere sinnlose Diskussionen zu befreien. Auch hier ist der Gurt kaputt. Ich kann mir ja viel vorstellen, trotzdem würde ich ja fast vermuten ...

Inzwischen fotografiert er die Tragflächen des Fliegers, klettert aufgeregt auf den Sitzen rum, boxt seine Ellenbogen in meine Rippen und erklärt mir, wie alles funktioniert und zusammenhängt. Meine zarten Hinweise, dass ich das nicht wirklich nicht angenehm finde und meinen Sitz gerne für mich alleine hätte, ignoriert er mit wichtiger Miene.

Schlafen. Ich stelle mich schlafend. Vielleicht hilft das ja? Da kann ja keiner etwas dagegen haben. Auch Huzel nicht. Das ist keine implizite Annahme. Das ist die unausgesprochene Bitte auf Wahrung eines Grundbedürfnisses. Und auch, dass man, wenn jemand schläft, nicht ununterbrochen seine Begeisterung zum Ausdruck bringt und den anderen am Oberarm packt, ist eine gesellschaftliche Regel. Hat etwas mit Anstand und Erziehung zu tun. Keine implizite Annahme.



Olaf wühlt in seinem Rucksack und findet eine Tüte. Da ist eine Schneckennudel drin. Die isst er jetzt. Krümelnd, laut schmatzend. Es ist auch nicht schlimm, dass er die Tüte in Höhe meines Ohrs hält. Sie raschelt auch kein bisschen. Okay, schlafen geht ... auch nicht.

Eine Frage der Haltung. Alles. Überlege ich mir. Dinge akzeptieren, die man nicht ändern kann. Aber er könnte sie ändern. Zum Kuckuck. Nein, er wird die Dinge nicht ändern. Würde dies ja bedeuten, das eigene Handeln und Verhalten in Frage zu stellen. Das kann ich nun wirklich nicht erwarten. Für ihn war ja alles in Ordnung. Bis auf das ungeheuerliche Fehlen seiner Sonnenmilch.

Ich werde mich damit abfinden, die nächsten Tage mit einem unsensiblen, ungehobelten Huzel zu verbringen. Der Schrecken hat einen Namen. Huzel. Die Dinge beim Namen zu nennen hatte etwas Befreiendes. Freiheit kann eine andere, komplett andere Sicht der Dinge bedeuten. Ich kann spielend den Standpunkt wechseln. Die eigene Rolle für mich neu definieren.

Die Vision war, mit einem Mann in die Sonne und ans Meer zu fliegen. Die Idee war, sich gut zu unterhalten und mit Leichtigkeit ein paar entspannte Tage zu genießen und gegebenenfalls einen netten Menschen kennenzulernen. Zu lachen, viel zu sehen und aufs Meer zu schauen. Die Erwartung war, etwas Ungewöhnliches zu erleben. Da bin ich schließlich mittendrin und dabei.

Was rege ich mich eigentlich auf? Ich habe keinen Grund. Nur ein Spiel und ein Zeitvertreib. Ich fliege also mit der Aussicht, dass all meine Erwartungen erfüllt

werden könnten in Richtung Mallorca. Es gab also keinen Grund, bockig zu sein. Es spricht nichts dagegen, die Situation etwas positiver zu betrachten. Was sollte schon passieren?

Ich habe mich, etwas zu lesen, Musik und mein Video vom Auftritt gestern. Schließlich habe ich es erst dreiundsechzig Mal geschaut. Ich habe eine Kreditkarte, eine EC-Karte und weiß mir auch sonst zu helfen. Im schlimmsten Fall kann ich einfach das Weite suchen. Ein Anflug von Ehrgeiz packt mich. Auf eigenartige Weise. Warum auch immer? Eine unbestimmte Art von Wohlwollen, Wille und Bereitschaft, auf den Menschen neben mir einzugehen und ihn mitzunehmen. Denn ganz offensichtlich war er das ja. Ein Mensch. Von weitem betrachtet. Und er konnte ja nichts dafür. Vielleicht.

Von außen betrachtet saßen da ein quengeliger Huzel und ein eitler Pfau, genau genommen eine stolze Pfauendame nebeneinander im Flugzeug. Bei Pfauen war es doch so, dass sie in der Regel ihr Rad schlugen, wenn ein adäquates Weibchen in Nähe war. Dieses Verhalten lässt Huzel vermissen. Da liegt doch die Vermutung nahe, dass die eitle Pfauendame den Huzel nicht zwingend zum Radschlagen animiert, weil nicht adäquat. Eine prima Aussicht. Erstmal. Dummerweise war Huzel aber so gar kein Pfau. Und wenn er kein Pfau war, würde er dementsprechend auch kein Rad schlagen, um diverse Aktivitäten anzukündigen. Ein blöder Gedanke, der da in mir keimt.

Wenn man zusammen an einem Ziel ankommt, heißt das noch lange nicht, dass man gemeinsam unterwegs war. Das habe ich mal irgendwo gelesen. Da ist was

Wahres dran. Das kann man nicht leugnen. Da Gemeinsamkeit zwischen Huzel und dem Pfau inzwischen nicht mehr mein Anspruch ist, ist Schadensbegrenzung gespickt mit einer Mischung aus Ehrgeiz, Offenheit und Optimismus das primäre Ziel. Damit kann ich gut leben. Es gilt das Beste daraus zu machen. Würde meine Oma sagen. Huzel Huzel sein zu lassen. Und gelassen das erwarten, was kommen soll.

Um intern, für mich, meine neu gewonnene Bereitschaft zu dokumentieren, sollte ich zuerst einmal aufhören Huzel Huzel zu nennen. Olaf. Er heißt Olaf. Ich sollte ihn ernst nehmen. Er hat zwei Arme und zwei Beine, dazwischen ein Rumpf und da ist ein Kopf drauf. Vielleicht hat er ja auch irgendwo eine Seele mit so etwas Ähnlichem wie Empathie und gleichermaßen die Bereitschaft, die Zeit zu genießen.

Der zweite Schritt wäre meinen Beobachtungsposten zu verlassen und zu versuchen, das Geschehen mit zu gestalten. Vielleicht ist er irgendwann auch einfach mal nett. Er ist ein Mensch. Und als solcher hat er es grundsätzlich verdient, dass ich ihn anständig behandle, ihm mit Wohlwollen begegne. Einfach so. Allmählich kann ich mich entspannen.

Huzel – nein! Olaf. Ärgerlich ist, dass Olaf nicht die geringste Ahnung von meinem Sinneswandel hat. Selbstverständlich kennt er weder mein Entsetzen bei seinem Anblick und seinem Verhalten, noch die Neudefinition meiner Erwartungshaltung. Und ... er macht es mir auf unserem Weg zum Transferbus nicht ganz leicht, meine neu gewonnene Haltung zu leben.

Er weiß nicht, wie er an seine Koffer kommen soll, hat keine Ahnung, wann er in welchen Bus steigen soll und hat Hunger. Die Sonnenmilch hat er auch nicht mehr. Ich habe nicht die geringste Chance, das ganze Ausmaß der Tragödie zu überhören. Er möchte Hamburger essen, weil da ist gerade ein Schnellfress, der so etwas anbietet. Mit traumwandlerischer Sicherheit steuert er darauf zu. Ich kann ihn gerade noch von der Bestellung abhalten. Das würde viel zulange dauern. Erstaunlicherweise bin ich nicht wirklich erstaunt. Es wundert mich kein bisschen. Sein aufgeregtes Zappeln nicht. Und auch nicht sein jammerndes Gemaule. Ich gehe stoisch vor ihm her meinen Weg. Zu den Koffern.

Die nächste Herausforderung wartet und wird meine ganze Aufmerksamkeit und Kreativität fordern. Ich muss kühl, gelassen und souverän die Situation auf mich wirken lassen und damit umgehen. Das spricht nicht wirklich für Mitgestalten und Verlassen meines Aussichtsturms. Handeln im Nichthandeln. Okay, man kann sich alles schönreden oder -reden. Geht es mir durch den Kopf. Das kann vieles bedeuten. Ich brauche eine Strategie und einen Plan. Ich habe zu tun. Später im Doppelzimmer. Ich werde heute Nacht mit Huzel, nein Olaf, in einem Bett schlafen.

*... Das letzte Mal als ich mit einem Mann alleine war, in einem Zimmer, lag ich unfreiwillig mit dem Rücken auf dem Boden. Er sitzt mit seinem ganzen Gewicht auf meiner Hüfte, über mich gebeugt und drückt meine Unterarme auf den Teppich. Eine Faust kommt auf mein Gesicht zu und wird mich voraussichtlich in die linke Gesichtshälfte treffen. Die Faust trifft nicht. Sie wird von der zweiten Hand abgefangen. Wieder werde ich auf den Boden gedrückt. Ich wehre mich nicht.*

*Ich kann nur noch weinen. Mich ergeben. Dem, was noch kommen wird. Ich kann nichts tun. Habe der Physis nichts entgegenzusetzen. Außer weinen. Er lässt mich los. Sitzt irgendwo zwischen Sesseln auf dem Boden. Ich setze mich auch. Er ist schockiert über sich selbst. Ich tröste ihn. Alles ist gut. Alles ist gut. Ich weiß nicht was geschehen ist. Ich muss zum Zug ...*

...

Morgen ist er weg. Morgen ist er weg. Morgen ist er weg. Bald. Voraussichtlich werde ich die halbe Nacht nicht schlafen, weil er bestimmt keine Rücksicht nehmen wird in seinem Leid und seinem Abreise-Vorbereitungen. Morgen ist er weg. Und ich kann ans Meer.

*... Wir haben so unendlich viel geredet. Über Freiheit. Achtung, Respekt. Verantwortung. Ständig. Permanent. Ich habe meine besten Worte gesucht. Ich habe versucht, das Beste aus mir heraus zu holen. Zu formulieren. Meine besten Worte zu finden. Damit er versteht. Angekommen war etwas Anderes. Nichts hatte etwas bewirkt in ihm. Macht. Moral. Besitz. Das interessierte ihn. Ich solle seine Frau sein. Er hatte schon eine. Er wollte Sicherheit. Sie hatte keine. Ich muss immer damit rechnen, dass er weg ist. Er wollte Sicherheit. Versicherungen. Die nichts bedeuteten. Wenn er das bemerkte. Wollte er mehr Sicherheit. Mehr Versicherungen. Ich habe es versprochen ...*

Ich bin alleine. Ich habe Huzel doch verabschiedet. Es ist halb sechs Uhr morgens und ich kuschle mich wieder ins Bett, um noch ein bisschen zu schlafen und um mich in dem Gefühl zu räkeln, mich in alle Richtungen ausbreiten zu können, ohne Begrenzung. Meine Arme die-

sem Tag entgegen wachsen zu lassen und ihn zu umarmen, meine länger werdenden Beine um ihn zu schlingen.

Die Gewissheit, dass ich den Tag frei und für mich erleben werde, hüllt mich ein, gibt mir das wohlige Gefühl für Zeit. Zeit, die sich um mich legt wie eine leichte Decke. Für das Frühstück gebe ich mir richtig Mühe mit meinem Outfit. Der Tag soll schön werden. Der letzte Tag von dreien. Den möchte ich so richtig genießen, mich um mich kümmern. Ich lasse mir Zeit, gebe mir Mühe mit dem Arrangement auf meinem Frühstücksteller.

Ich möchte mich freuen, will jede Minute bewusst erleben. Wow, war das schön. Ich nehme die Menschen wahr, die um mich sind. Und doch sind sie nicht mehr als Kulisse. Es bewegt sich etwas, bleibt nicht stehen. Alles im Fluss. Am Strand kann ich endlich endlich das tun, was ich von Anfang wollte. Auf's Meer schauen, einfach nur schauen. Ganz lange schauen. Als ich damit fertig bin, lese ich ein wenig, höre Musik, plansche im warmen Mittelmeer und spüre jeden Sonnenstrahl, den Wind auf meiner Haut. Ein kitschiger Tag voll Purpur.

Ich schaue meiner Haut beim Dunkelwerden zu ... in mir pulsiert alles. Freiheit. Das ist der Gedanke, den ich habe. Trinke Kaffee in der Lounge direkt am Meer. Ich bin so voll von Gedanken, hätte ich Papier dabei, würde ich alles festhalten. Womöglich frustriert sein, weil es nicht gelingt, das Erleben in Worte zu fassen, weil es keine Sprache dafür gibt. Freiheit. Ungeahnte Möglichkeiten. Ich fühle mich wie ein Schwamm. Möchte alles

in mich aufsaugen. Jede Türkisfärbung des Wassers, jeden Sonnenstrahl, das verlockende klare Wasser, das immer wieder an meinen Füßen knabbert. Die Lust, mich einfach nur umzuschauen. Nichts stört. Weder die vielen Menschen, noch die Musik-Fragmente, die ich wahrnehme.

Alles ist gut. Während ich meine Füße in den Sand grabe, kann ich alles denken. Alles fühlen. Meine Haut ist porös. Alles kommt an. Bei mir. Und will nach draußen. Ich betrachte meinen Körper. Meine Muskeln an den Beinen, den fast flachen Bauch. Es ist okay. Ich bin versöhnt mit meinem Körper, den ich so lange nicht mochte. Jetzt nach über fünfzig Jahren. Mag ich ihn. Kann ihn akzeptieren mit all seinen Dellen, Makeln und Unzulänglichkeiten und seinen Narben.

Ich habe Glück gehabt. Glück, dass sich mein Körper noch so anfühlt. Ich noch nicht so voluminös bin, dass der Speck vieles abhält. Eine Schutzschicht bildet. Noch dringt alles über ihn zu mir vor. Durch meinen Körper, meine Haut kommt alles bei mir an. Ich spüre Konturen und Linien, eine klare Grenze zwischen mir und meiner Umgebung. Mein Körper. Ich mag Körper. Vor allem Frauenkörper. Ich finde sie ästhetisch. Schön. Und asexuell. Ich käme nie auf die Idee, eine Frau zu begehren. Und doch sind Frauenkörper schöner. Strahlen Wärme aus. Frauen-Tänzer-Körper sind die schönsten. Man sieht den Körpern das Tanzen an. Sie sind kräftig. Stark. Mit vielen kleinen Verletzungen. Und geformt, geprägt vom ihren Tun. Die Stelle an der Hüfte, wo die Beine sich beugen, ist am schönsten. Da, wo sich diese Delle bildet, wenn man entspannt ein Bein anwinkelt und auf

dem Rücken liegt. Und Schultern. Den Übergang zwischen Schulter, Schlüsselbein und Hals. Der ist unglaublich. Körper. Frauenkörper. Ich schaue so gerne Frauenkörper. Nicht das geringste bisschen Neid. Eifersucht. Oder Bedauern.

Das war das Gute am Älterwerden. Man konnte sich an schönen Anderen freuen, ohne sich zu fragen, warum man selbst nicht so war. Einfach nur Freude empfinden, wenn man schauen konnte. Ich mag Türkis. Dieses strahlende Türkis, in allen Nuancen, wenn die Sonne darauf scheint. Dieses vergängliche Türkis. Immer anders. Jeden Tag, jede Stunde neu. Ich möchte ins Wasser. Ein Teil vom Türkis sein. Ein Teil dieser Komposition aus Strahlen und Farbe. Mit meinem Körper. Mit mir.

Ich möchte gut zu mir sein. Kümmere mich um mich. Nach dem Strand. Ich möchte in das kleine Restaurant mit den köstlichen Gerichten aus Auberginen. Ich möchte meinen Abend genießen. Dafür lohnt es sich, das Outfit sorgsam auszuwählen, dafür zu sorgen, dass ich mich wohl fühle. Ich mag den Wind an meinen Beinen. Ein kurzes Kleid. Das ist gut. Ich mag den Wind an meinen Armen. Ohne Ärmel. Das ist auch gut. Ich bin dunkel geworden. Im Gesicht. Wenig Schminke. Wenig Farbe. Echt sein. Das war das Ziel. Und gut riechen möchte ich. Wenn ich die Nase in die Kuhle der Ellenbeuge stecke.

Das Essen ist lecker. Ich lasse mir Zeit. Ich habe sie auch. Unendlich. Für immer. Ich möchte danach wieder ans Meer. Wieder in die Lounge auf dem Felsen, der direkt



ins Meer ragt. Und ich möchte Alkohol. Etwas Berausches. Ich sitze am äußersten Winkel des Felsens, direkt über den Wellen. Kann das Meer rauschen hören, fühlen. Mit dem Rücken zur Bar. Mit dem Rücken zu allen anderen. Den Blick auf die Weite gerichtet. Sehe die Flugzeuge im Anflug. Den dunklen Nachthimmel und bin bei mir. Wie ich noch nie in meinem Leben bei mir war.

Ich habe alles dabei, was ich brauche. Mein Handy mit Video und Musik, mein Buch und mich. Ich schaue. Aufs Meer. Das, was ich von Anfang an wollte. Ich wollte ans Meer. Genau hierher. Der Kellner ist lustig. Er bekommt keinen geraden Satz zustande. Ich auch nicht. Mein Englisch ist miserabel. Ich möchte Sekt. Das versteht er. Und er sieht gut aus. Leicht gebräunte Haut, etwas unordentliche braune Haare und unendlich blaue Augen mit einem wunderschönen Lächeln. Etwas ungenau geht er durch das Restaurant. Und schaut mich ständig an. Das spüre ich. Sehe ich. Wenn ich dann mal aufschaue. Das ist schön. Aber irgendwie auch nicht wichtig.

Ich habe mein Video. Vom Auftritt vor ein paar Tagen. Abwechselnd starre ich auf das Meer und schaue mein Video an. Die letzte Sequenz gefällt mir am besten. Dynamik, Spannung, Musik. Und ich bin dabei. Ein klein wenig bin ich auch stolz auf mich. In meinem Alter. Mit Mittänzerinnen, die ausnahmslos 20 Jahre jünger sind. Ich bin mit ihnen auf der Bühne und wir waren die besten des Abends. Meiner Tochter sei Dank. Dank ihrer großartigen Choreographie und Kreativität. Ohne sie wäre es nicht möglich gewesen. Ohne ihre Kraft und Entschlossenheit wäre das Stück beliebig. Ihre Dynamik

macht es einzigartig. Und ihre Einfälle, ihre Ideen. Ich bin nach wie vor immer noch erstaunt, was ich da geboren habe, kann es manchmal nicht glauben. Woher sie das nimmt, was sie äußert in ihrem Tanz und in ihrer Choreographie, über ihre Musikalität. Ich kann es manchmal kaum glauben, dass das meine Tochter ist. Es gefällt mir so, was sie macht. So sehr.

Der Kellner lächelt mich im Vorbeigehen wieder und wieder an. Das ist auffällig. Ich muss mal schauen, ob es hier noch andere Weibchen gibt. Mich kann er ja eigentlich nicht meinen. Hhmmm. Hinter mir sitzt keine Frau. Da ist niemand. Keiner. Also muss er mich meinen. Okay, dann darf er das. Mich anlächeln. Ich lächle zurück. Und möchte einen Cocktail. Huch. Er kann sich nicht an die Cocktaillkarte erinnern und stottert. Die Kombination aus Stottern, miserablen Englisch und Amnesie ist unschlagbar. Einen Caipirinha hätte ich gerne. Das verstehen wir beide. Und er lächelt. Ich auch.

Und schaue nochmal Video. Ich bin beim 143. Mal. Habe also noch freie Kapazität. Da ich meinen Tanz schon ausgiebig analysiert, sämtliche Fehler und Ungeheimheiten gesehen habe, kann ich mich meiner Tochter zuwenden. Gigantisch, was sie gemacht hat. Und wenn man bedenkt, dass das Video eigentlich schlecht ist. Also die Aufnahme an sich schlecht ist. Und bedenkt, dass die dritte Dimension fehlt. Ist sie einfach unglaublich. „Take me to church“ – der Text passt.

Ich bekomme meinen Caipi vom schüchtern lächelnden Kellner. Ich lächle wieder. Er möchte meinen Namen wissen und wo ich herkomme. Das verstehe ich gerade noch. Und vor allem ich kann antworten. Hurra. Ich

schaue wieder aufs Meer. Zu den Flugzeugen, die blinkend aus dem Dunkel erscheinen. Vergesse alles. Spüre wieder den leichten allgegenwärtigen Wind. Vergesse Kellner und Caipi, sehe das dunkelblaue Meer und werde ... religiös.

Ich könnte fast glauben, dass es ihn doch gibt, diesen Gott. In mir drin. Vielleicht. Von Menschen gemacht. In solchen Augenblicken. Ich fühle mich eins mit mir und meiner Umgebung. Eins mit dem dunkelblauen Nachthimmel und plötzlich hat alles einen Sinn. Ich höre „Like the wind“ von Triosence. Bin mit mir. Bei mir. „Is it love, is it God?“

Ein gutaussehender männlicher Gast möchte seine Zigarette im Aschenbecher auf meinem Tisch ausdrücken. Gerne. Mit auf der kleinen Mauer aufgestellten Füßen lächle ich ihn an. Und höre weiter. Mitten auf dem Felsen mit meinen Füßen auf der Mauer habe ich das Gefühl, zu diesem Zeitpunkt nirgendwo anders sein zu wollen. Mitten in der Nacht. Genau jetzt. Genau heute.

Der Kellner lächelt. Und der Tischnachbar drückt eine weitere Zigarette aus. Mein Caipi ist leer. Religion. Göttliches um mich. Ein Glas Sekt taucht auf vom Kellner. Ungefragt. Der Nachbar möchte wissen, woher ich komme. Mein Video. Meine Musik. Mein Meer. Mein Nachthimmel. „It doesn't really matter what it's called“. Der Kellner. Lächelt. Ich auch. Der Tischnachbar möchte weitersprechen. Auf meinem Tisch finde ich Schokolade aus des Kellners Händen. Ich liebe Schokolade.

Ich habe mich für den Kellner entschieden. Das weiß aber noch keiner. Und es ist auch völlig gleichgültig. In

Gedanken erzähle ich meiner Tochter von diesem Augenblick. Diesen Stunden auf Mallorca. Einem Ort, den jeder mit Party und Exzessen jeglicher Art verbindet. Einem Ort, an dem ich mich so frei fühle. Frei und offen in alle Richtungen. Aus dieser Stimmung heraus könnte ich sogar wieder in die Kirche eintreten, weil es Gott doch gibt. In uns. Geschaffen durch Stimmungen, Atmosphäre und einem allumfassenden Gefühl für das Sein.

Diese Kraft, die vieles kann. Und alles erklärt. Und allen eine Stütze sein kann. Vieles aushält sowie allem und jedem mit Wohlwollen begegnet. Liebe. Das ist es, was in mir ist. Reine, klare, unbestimmte Liebe. Ob ich auf ihn warte. Fragt der Kellner. Ich nicke. Ich bekomme noch mehr Schokolade und ein strahlendes Lächeln aus unendlich blauen Augen.

Jetzt bin ich Göttin. Und habe ein Video. Ich schaue mir das Gesamtbild an. Alle zusammen. Eine Gruppe Tänzerinnen, jede mit ihrem eigenen Ziel, eigenen Wünschen und Vorstellungen von ihrem Tanzen. Und doch alle zusammen. Gemeinsam unterwegs vom Anfang des Stückes bis zum Ende. „Take me to church“.

Der Kellner und der Sektkübel mit Flasche drin kommen zu mir an den Tisch. Wir verständigen uns schwer. Lächeln können wir. Irgendwann geben wir das Bemühen um Small Talk auf. Setzen uns mit Sektglas auf die Mauer. Zuerst meine Hand bedeckt von seiner. Dann sein Arm um meine Schulter. Ich küsse ihn. Streiche durch seine braunen Haare und gehe. Zurück zum Hotel. Auf dem Weg dahin drehe ich mich nochmal um.

Sehe ihn auf der Mauer, den Nachthimmel und die Flugzeuge. Spüre den Wind. Ein göttlicher Augenblick. Und ein Blick der Göttin aufs Meer.

Danke Olaf. Danke für deine Ignoranz, Undankbarkeit und ja, einfach danke für alles. Für den Augenblick auf der Mauer und alles, was ich an diesem Tag erleben durfte. Ohne dich hätte es diesen Tag nie gegeben. Für mich. Niemals hätte ich das erlebt aus mir selbst. Und dem Augenblick.

...

SCHLUSSWORT:

## KÖNNEN WIR NICHT WAS MIT KATZEN MACHEN?

Der Termin für die Premiere für ‚Try me and see‘ steht. Die Rollen sind vergeben. Die Proben laufen super und einen H U Z E L gibt es auch. Sieht alles super aus. Und bald wird der Journalist den ersten Run bewundern können. Nach der Sommerpause.

Die junge Katze meiner Tochter kommt zu Besuch. Zwei Wochen wird sie meinen Tag begleiten. Unruhe stiften. Mich beschäftigen. Mich fordern.

Hermine. Herminchen. Das Selbstverständliche, mit dem sie durch die Wohnung tapst. Die Vehemenz, mit der sie Fressen fordert. Das Zutrauen, das sie von Tag zu Tag mehr entwickelt. Wie sie plötzlich auftaucht, wenn man sie nicht erwartet. Wenn sie mir wehtut, mit ihren kleinen scharfen Krallen. Und ihr Schnurren, das mich beruhigt. Ihr Körper, der auf mir liegt und den ich so gerne im Arm habe. Streichle. Die Ausschließlichkeit mit der sie einfach da ist.

Meine Tochter und ich sitzen nach einer Probe auf dem Balkon. Schauen Herminchen zu, wie sie Rindenmulch Stück für Stück aus dem Blumenkübel auf den Boden wirft. Und ‚fängt‘.

„Können wir nicht mal was mit Katzen machen ...?“, fragt meine Tochter. Klar, denke ich.

Dann fällt mir auf ... Das ist mein Mensch. Mein Herminchen-Mensch. Nähe, Anwesenheit, Spaß, Leichtigkeit, Ausschließlichkeit, Fressen, Schmerz und Selbstverständnis. Der Herminchen-Mensch.